Communicatio Socialis 4 (1971) 4: 323-334
Quelle: www.communicatio-socialis.de

Die Sprache der Kirchen — Sprache der Herrschaft?

von Walter Magaß

Seit über 1900 Jahren geht das apostolische Wort von Mund zu Mund: Herr ist Jesus Christus. Das ist das Bekenntnis der Kirche, das Bekenntnis auch heute in der verwalteten Welt.

Wir kennen die Sprache der verwalteten Welt aus den Erlassen und Verfügungen, aus der Stadtverwaltung und den Fabriken, aus der Straßenverkehrsordnung und den Werbeprospekten. Wir kennen seit langer Zeit auch die Sprache der Kirche, die Konzilsdekrete, die Hirtenbriefe, die Predigten. Nicht zu vergessen sind die vielen Kirchen- und Sonntagsblätter in den Diözesen, das „Evangelische Allianzblatt" und „Maria siegt". Verstehen wir die Kirchensprache? Fragen wir genauer: verstehen wir sie in syntaktischer, semantischer und pragmatischer Hinsicht?

Die ersten Kirchengemeinden sprachen in eine Welt hinein, die sowohl um die grammatische Pflicht (ars *recte* dicendi) als auch um die rhetorische Pflicht (ars *bene* dicendi) wußte.[1] Man kannte im Mittelmeerraum die witzige Rede, das Geschwätz und die Schmeichelei, man kannte aber auch die Frage des Suchenden, den Mythos in der Ratlosigkeit, das Bekenntnis des Herausgeforderten und die Geschichten mit der wunderbaren Wendung. Alle diese Formen tauchen auch im Neuen Testament auf. Zeugnis, Glaubwürdigkeit und Zustimmung sind eine untrennbare Dreiheit im christlichen Glauben. Ebenso sind Glaube und Rede im öffentlichen Leben nicht zu scheiden. Der Glaube wird zum vernehmbaren Zeugnis, die Rede aber sieht nach den Mitteln der Glaubwürdigkeit.

Was sind glaubwürdige Mittel?

1. Das überlieferte Wort Gottes, das in der Form des Zitats die Gegenwart mit der glaubwürdigen Überlieferung vermittelt.
2. Das Argument und die Gemeinplätze als „Sitz der Argumente" werden in einer aufgebauten Schlußfolgerung eingesetzt.

Im Laufe der ersten fünf Jahrhunderte hat die Sprache der Kirche einen langen Weg zurückgelegt. Aus dem Aramäischen in die Koinè, aus der Koinè in das Latein des 3. Jahrhunderts. Im 4. und 5. Jahrhundert folgt dann die Übersetzung in die Nationalsprachen. Und diese Übersetzungsvorgänge schließen die Voraussetzung der „linguistischen Relativität" ein. Es werden nicht nur die Worte übersetzt, sondern Sätze. Schrift-Figuren des Alten Testaments werden im neuen sprachlichen Kontext nicht mehr verstanden. Die figuralen Verweise auf Christus nicht mehr zu verstehen

---

Walter Magaß, evangelischer Pfarrer in Bonn, beschäftigt sich seit Jahren mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Kirchensprache, ihrer Argumentation, ihrem Jargon und ihrer hermeneutischen Problematik. Magaß ist Mitherausgeber der Fachzeitschrift „Linguistica Biblica" in Bonn sowie Autor mehrerer Bücher zu rhetorischen und linguistischen Fragen.

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

—, das fordert von den Christen neues Schriftstudium und tieferes Sprachstudium. Hieronymus faßte seine Übersetzungsschwierigkeiten zusammen in die lapidare Formel: „Die Schrift nicht kennen, heißt Christus nicht kennen."[2] Wir können in bezug auf unser Thema fortsetzen: Die Sprache der alten Kirche nicht zu verstehen, heißt doch, daß wir auch zu ihren missionarischen Mitteln keinen Zugang finden.

Bis ins 2. Jahrhundert hinein gelingt der Kirche nicht die Sprache, um öffentlich glaubwürdig vom demütigen Christus, vom Christus humilis zu sprechen.

Die antike Literatur hatte für die Götter und Könige den hohen Stil der Tragödie, für die Komödie den stylus humilis. Der Stall von Bethlehem für den König der Welt sprengte die antike Stiltrennung vom hohen und niederen Stil; das Kreuz von Golgatha, für die Christen eine Gotteskraft, für die Menschen in Griechenland und Rom ein Zeichen der niederen Stilebene. Die Christen gaben viele Rätsel auf. Sie haben nicht die Sprache, die der Öffentlichkeit angemessen ist; kurz gesagt, sie haben weder Logos noch Nomos. Das ist der Vorwurf des Celsus.[3]

Die Kirchenväter haben auf diese Herausforderung geantwortet. Origenes und Tertullian, Augustin im IV. Buch von „De doctrina Christiana", in dem er eine christliche Sprach- und Predigtlehre entwirft. Das Argument des Augustinus lautet: „Sapientia sine eloquentia parum prodesse civitatibus, eloquentia sine sapientia nimium obesse plerumque"[4]. — „Weisheit ohne Beredsamkeit nützt den Städten wenig, Beredsamkeit ohne Weisheit schadet meist mehr." Hier hat sich in einer rhetorischen Figur (Chiasmus) das Prinzip der Kirchensprache niedergeschlagen.

Auch die kirchliche Weisheit bedarf der städtischen Formen, die sich in der Vernunft der Sprache festmachen. Ohne eine Kenntnis der städtischen „Sprache" würde christlicher Glaube zur Gnosis einer exklusiven Gemeinde.

Andererseits ist christlicher Glaube keine Technik, die wie ein städtisches Rezeptwissen abgerufen werden kann. In der kirchlichen Sprache hat sich auch die Unvernunft festgemacht, in der Form, daß die Christen meinen, richtig (recte) zu sprechen sei auch schon gut (bene) gesprochen. Die Weisheit zwingt uns zu immer neuer Überlegung, und das heißt heute noch in der Pastoraltheologie: „Rhetorische Pflicht bricht grammatische Pflicht."[5]

Augustin hat in seinen Predigten wahrgemacht, daß Jesus Christus humilis ist. Er hat seinen Platz im Haus, am Krankenbett, am Tisch, auf der Straße und im Tempel. In der Synagoge ist er Lehrer und auf der Straße Gesprächspartner. Was geht hier literarisch vor? Die Einwanderung in den Alltag gelingt mit verschiedenen literarischen Formen. Das Gleichnis zeigt den Kranken und den Bauern; die Sprüche rufen zur Entscheidung, weil „unten" ebensoviel entschieden wird wie „oben". Im Haus steht ebensoviel auf dem Spiel wie auf dem Markt. Warum? Weil Gottes Gaben dort nicht geringer sind als hier im „lichtvollen" (öffentlichen) Raum. Kirchensprache ist nicht das Code-System der Vollendeten, sondern das Bemühen einer Sprachgemeinschaft, die zu fragen versteht und sich fragen läßt, das Wort Gottes „allen" zugänglich zu machen. Es galt also, sprachliche Weisen zu finden, die durch die Stiltrennung Abseitsstehenden in die christliche Predigt miteinzubeziehen: die Ungelehrten, die Frauen, die Schmutzigen. „Von unseren Bauern und Fischern spricht die ganze Erde." So sagt Augustin im Galaterkommentar.[6]

Der Taufbefehl Christi wird verwirklicht durch die Aufhebung der Stiltrennung. In diesen Prozeß der Stilmischung werden auch Worte mit hineingenommen, die

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ursprünglich eine andere „Stelle" innehatten. Fides, sacramentum, disciplina, dominus werden aus ihrem häuslichen, militärischen und politischen „Feld"-Bereich herausgenommen und in die Kirchensprache versetzt. Hier gab es nicht nur Verständnishilfen, sondern auch Verständnisschwierigkeiten; z. B. wurden in der Predigt Worte aus verschiedenen Feld-Bereichen zusammengebracht, die sich in der griechisch-römischen Überlieferung stilistisch „gestoßen" hatten. „Gloria" und „Passio" zusammenzubringen, hat Jahrhunderte gedauert; ebenso hat es im 19. Jahrhundert gut 60 Jahre gedauert[7], „christlich" und „demokratisch" zusammenzubringen.

Es muß uns hier schon klar werden, daß auch die Worte der Kirchensprache keine bleibende Bedeutung haben. Die Christen nehmen ihre Sprachkompetenz ebenso wahr wie die Schüler in der Schule: Sie bilden neue Sätze mit alten Worten, sie sprechen neue Bekenntnisse mit immer neuen Konnotationen der jeweiligen Sprache.

1. Ketzerpolemik

Wir wenden uns nun einem anderen Bereich zu: dem Umgang der Kirche mit den Stilfiguren und ihren Feinden. Nach der Wahl Karls V. nahm die Kirche im Jahre 1520 den unterbrochenen Prozeß gegen Luther wieder auf und veröffentlichte die Bulle „Exsurge Domine", in der 41 Sätze Luthers verdammt wurden. Uns interessiert hier die Einleitung, sprachlich wegen der Tiermetaphorik bemerkenswert:

„Herr, erhebe dich und führe deine Sache, gedenke wie du ständig von Gottlosen geschmäht wirst" (Ps. 74, 22).

„Neige dein Ohr unseren Bitten, denn es sind Füchse aufgestanden, die den Weinberg zu zerstören suchen" (Hoheslied 2, 15).

„. . . denn ich habe die Kelter allein getreten" (Jes. 63, 3).

„Der Eber aus dem Walde zerfrißt ihn, und das Getier des Feldes weidet ihn ab" (Ps. 80, 14).

In vielen kirchlichen Urkunden des Mittelalters tauchen diese Tiere auf. In einem Bibelzitat versteckt, haben sie im Beweisgang eine ganz bestimmte Aufgabe: Sie sollten den Gegner „figurativ" abstempeln, färben und als hassenswert sichtbar machen.

Schweine, Füchse, Eber und Wölfe waren als Figuren der Gefräßigkeit, der List, der Geilheit und der Raublust in den Fabeln zuhause. Die Streitfragen der Markt-Öffentlichkeit bedurften der bildhaften und verständlichen „Zeugen". Sprichwörter und Tierfabeln boten sich in der Auseinandersetzung als gute Zeugen an. In der Polemik gegen die Ketzer taucht der Vergleich mit dem Bock auf. Seit Isidor von Sevillas Formulierung werden „Ketzer" und hircus (Bock) sphärisch vermischt. Isidor sagt: hircus . . . semper fervens ad coitum . . . Der Bock ist immer begierig zum Beischlaf.[8]

Häßlichkeit und Unsittlichkeit sind die figuralen Begleiter der Ketzerei. Was in sich unmöglich ist wie der Unglaube, kann nur „komisch" sein, d. h. es hat nur Platz im niederen Stil, in den Fehlformen des Ornatus, des Schmuckes. Und die Eigenschaften, die eine Rede schmucklos machen — oratio sordida, tristis, ingrata, vilis, vulgaris — zeichnen auch den Ketzer hinter der ekklesialen Barriere aus. Die Stilmittel der Komödie werden also gezielt eingesetzt, um die Laien zu „zügeln". Laien sind tierisches Vieh — wie Walter von Chatillon sagt: laicorum pecus bestiale.[9]

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Sprachbarriere der Latinität hat zur Folge auch die Stiltrennung von hohem und niederem Stil für Klerus und Laien. Dieser Ordnung fügt sich auch der Metapher-Haushalt ein. Weizen und Unkraut sind exemplarisch für die Weltteilung, die Kirche aber ist eingesetzt, das ganze Feld zu bestellen, zu reinigen und wieder zu pflanzen.

Der Metapher-Haushalt der kirchlichen Amtsträger wird dem ehrenhaften (honestum) Bildbereich entnommen, der für die kirchlichen Ränder dem niederen, schändlichen (turpe) Bildbereich. Marcion wird der „pontische Wolf" genannt, und noch die barocken Kampfformeln des 17. Jahrhunderts sind „Schweine" und „Wölfe". „Wir werden gegen die Wölfe bellen . . . Wir haben uns ewige Kriege an den Altären geschworen." So 1640, zum 100jährigen Jubiläum des Jesuiten-Ordens.[10]

Epikureisches Schwein ist eine Bezeichnung für den Reformator. Und noch im Jahre 1910 werden in der „Borromaeus-Enzyklika" die Protestanten „superbi ac rebelli homines" genannt. Feinde des Kreuzes Christi, deren Gott der Bauch ist (*Phil.* 3, 18).[11]

Hier in der Ketzerpolemik können wir sehen, wie die Kirche das Figuren-Material der „Schrift" zur Sprache von Herrschaft benutzt. „Hochmütige und Rebellen" als Bezeichnung für Häretiker war im Mittelalter und in der Neuzeit für immer andere „Randgruppen" in den Sprachdienst genommen worden.

Neben der Unkraut-Metapher ist es die theoretische Neugierde der lesenden Laien, die der bischöflichen Würde eine Lesekonkurrenz bietet. Die lesenden Frauen brechen in den Zaun der kirchlichen Öffentlichkeit ein, und der Bischof von Mainz, Berthold von Henneberg, weiß diesen Zaun 1485 durch die Medienkonkurrenz des Buches und des Lesers bedroht.[12]

Warum drucken die Buchdrucker Bibeln? Sie werden von ihrer „Geldgier" und von leerer Ruhm-Sucht getrieben. Da waren plötzlich eine „niedere" mechanische Kunst und Menschen mit niederen Beweggründen, die die kirchlich überwachte Zaunöffentlichkeit sprengte. Und schon kommt die exklusive Aufhalter-Geste: Dieses Buch darf nicht in die Hände des Volkes.

Und die Begründung? Sie wird mit einem Schriftwort gegeben, das die theoretische Neugierde diffamiert. Bis zum Antimodernisten-Eid (1910) hören wir aus dem Mittelalter die Domestikations-Formel: „Wer mehr zu wissen begehrt, als ihm zusteht, der ist hochmütig" (Röm. 12, 3). Plus sapere, mehr schmecken — das wird zur Kennmarke der Frechen, Neugierigen und der sogenannten Materialisten im 19. Jahrhundert. Die Tiermetapher verschwindet im 19. Jahrhundert aus den Verlautbarungen der Kirche. Nur das „Tier aus der Tiefe" wird mit der apokalyptischen Drohung gegen die moderne Welt immer noch genannt. In den Vordergrund tritt das Wort „zerstören". Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts tritt „zerstörend" neben Liberalismus und Materialismus. Im Namen einer erstellten Unversehrtheit wird mit dem Pathos der heilen Welt 1933 aufgerufen, — so die katholische Arbeiterbewegung — „die zerstörenden Mächte des Materialismus, des Liberalismus, Marxismus und Bolschewismus zu verbannen und zu überwinden"[13].

Das Zauberwort gegen die Zerstörung ist „organisch" und „eingliedern". Seit Adam Müller und Othmar Spann wird ein Gegensatzpaar von organisch—mechanisch aufgebaut, das auch von den kirchlichen Amtsträgern gern benutzt wird. Die Sprache der Kirche sollte mithelfen, die Welt der Technik, des Maschinellen und des Rationalen

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zu überwinden und auf ein Vernünftiges, ein Lebendiges und Natürliches zu kommen. Es lockte die Vision des Reiches.[14]

2. *Die Aufhalter-Geste*

In der Bußtagserklärung des Rates der EKD von 1964 finden sich folgende Worte: moralische Entartung, abartige menschliche Triebe, erschreckend, erschütternd, verwüsten, Verwüstung der Seelen, Diktatur der Unanständigkeit, Fäulnis, Verwirrung, Entehrung, neue, gesunde Leitbilder.

Im Juni 1970 sprachen die katholischen Bischöfe von der Rohheit und Zügellosigkeit des heutigen Lebens. Prüfen wir im „Deutschen Wortschatz" von Wehrle-Eggers[15] das sprachliche Feld, auf dem Zügellosigkeit steht, dann bekommen wir den ganzen Komplex der sittlichen Extreme zu Gesicht, den Komplex der bürgerlichen Gesellschaft:

„Üppigkeit, Luxus, Verweichlichung, Wohlleben, Epikureismus, Verschwendungssucht, Unmäßigkeit, Übermaß, Maßlosigkeit, Feinschmeckerei, Schwelgerei, Trunksucht, Zügellosigkeit, Liederlichkeit, Lotterleben, Weltsinn, Genußsucht, Sinnlichkeit, Exzeß" usw.

Viele dieser Ausdrücke kennen wir aus den neutestamentlichen Lasterkatalogen. Aber auch die großen Konservativen des 19. Jahrhunderts, De Maistre, De Bonald, Donoso Cortés, Friedrich Julius Stahl, halten in ihren Abhandlungen an den Droh-Gesten fest. Ihr Wortschatz ist heute in Diözesan-Blättern und Predigten noch lebendig.[16]

Nennen wir das Aufhalter-Vokabular, das sowohl die alte Schreckens-Technik festhält als auch den Jargon der Krisenromantiker: Satan, Satanismus, Opfer, Blutopfer, Empörung, Zusammenbruch, Zerstörung, Untergang, Fluch, Abgrund, Abyss, Entscheidungsschlacht, die gottlose Politik, blutiger Schrecken, Korruption, Prunk, Verbrechen, die Kosacken, Strom, Fluten, Dämme, Dammbruch, Katholizismus, Ordnung, Unfehlbarkeit, Chaos, Strafe, Straftheologie, Strafhandeln, der vierte Stand, Abfall, Fäulnis, Zerfall, Verneinung; Stamm, Sitte, Siedlung, Sprache, die vier rettenden S.[17]

Das ist die Aufhalter-Sprache mit dem Drohgestus. Den meisten dieser Worte ist die Damm-Sphäre eigen, die Zeit zum Stehen zu bringen mit dem antimodernistischen Imperativ. Vielen dieser Worte hängt die ideologische Unbestimmtheit an, eine ideologische Polysemie, so daß diese Wörter je nach Land und Situation ihren sprachlichen „Hof" vergrößern können. — Worte wie Fleisch und Verweichlichung haben in kirchlichen Reden auch emotive Bedeutung, sie wecken Gefühlswerte, wecken die Triebe. Diese Worte haben einen Nebensinn, der ebenso wichtig ist wie der begriffliche Inhalt. Diese Worte wollen aufrufen zum Handeln, zum Eingriff. Erst heißt es Fleisch, dann Fleischeslust, dann Emanzipation des Fleisches, dann Befreiung der Frau, dann Selbstbefreiung — und die Kette der Unterstellungen ist geschlossen. Gerade die Gefühlswerte eines Wortes im Kontext wollen eine affektive Verschärfung schaffen, zur Tat erwecken und zur Entscheidung.

Wie ein Wort zur Kampfformel wird, soll die Gegenüberstellung von Rudolf Graber und Voltaire zeigen. Voltaire hat 1736 das Gedicht Le Mondain, Der Weltmensch, geschrieben. In diesem Poem bedauert er nicht, im 18. Jahrhundert geboren zu sein, das soviel beschrien wird. Was zeichnet das Jahrhundert aus? Luxus, Weichheit, Ver-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gnügen, Annehmlichkeit, Künste aller Art, Industrie, Eleganz, Geschmack, Schmuck, Überfluß, Seide, Bequemlichkeit. — Diese Worte waren lange verleumdet, manche von ihnen nur in der niederen Stilebene zu Hause.

Es ist für den Nachdenklichen jedoch bezeichnend, daß seit über 200 Jahren die Früchte der niederen Künste genossen werden, aber mit den Stilmitteln der alten Wissenschaften werden sie gleichzeitig satanisiert und verleumdet.

Aber hören wir den Bischof von Regensburg, Dr. Graber, einen Meister der Flut- und Damm-Metaphorik: „Wir leben in einer Zeit der Verweichlichung!"[18] Nach Voltaire hätte er ebenso sagen können: „Wir leben in einer Zeit der Industrie. Wir leben in einer Zeit der Annehmlichkeit."

Die eigene Zeit wird verfallstheoretisch angezeigt unter dem bezeichnenden Namen: marianische Eiszeit.[19] Hier soll eine geschichtsphilosophische Zäsur gesetzt werden; in der marianischen Wärmezeit waren noch Zölibat, totale Opferhingabe, Entsagung öffentlich dargestellt, in der marianischen Eiszeit nehmen Genuß, das Sich-Ausleben und sittliche Zersetzung auch in der Kirche Platz.

Ein anderer Zerstörer ist der Verstand, der mechanistische Verstand. Gegen diesen Verstand und seine politischen Konstruktionen setzte Heinrich Leo[20] (1799—1878) den „christlichen" Staat. Noch Ladendorf zitiert in seinem „Historischen Schlagwörterbuch"[21] 1906 das Wort vom „naturwüchsigen Staat". Heinrich Leo verstand „naturwüchsig" als von Gott geschaffen, geschichtlich legitimiert und bewährt.

Heinrich Leo hatte aber auch den feinen Geruch für die Negativität und nannte die Leute von links „Wühler". In der Zeitaussage genügt aber Wühler nicht mehr und Leo macht die Wühler zu „dämonischen Wühlern". Was für den literarischen Kitsch zutrifft, das trifft auch für die Ausmalung der „destruktiven Tendenzen" zu: Vereinfachung und Häufung der Effekte; Effektkumulation ist eines der bemerkenswerten Kennzeichen der Kirchensprache.

Die Katastrophe heißt heute: „Der Dammbruch ist da!" So hieß es im Frühjahr 1970 noch in einer Zeitungsanzeige von „Kein anderes Evangelium!" Die Folge ist: der innere *Verfall,* die Flut der *Auflösung.* Die Krisenromantiker reißen den Verfallskalender mit allen Blättern ab, und „Dammbruch" ist nur eine Seite in diesem Wut-Bündel: Gefahr, Unsicherheit, Risiko, Zuspitzung, Krise, Ausgesetztheit, Anfälligkeit, Notlage, Notzeit, Sturmflut, Dammbruch, Überschwemmung, Flutwelle, Eisgang, Bergsturz, Kriegsgefahr. Über 150 Jahre lang werden hinter dem Schutzwall von christlicher Entrüstung die „Sintflut"-Affekte gegen die bürgerliche Gesellschaft entlassen. Es ist anzusagen: Die Zukunft ist in der Vergangenheit. Besser als alle Geschichte und aller Fortschritt ist die unversehrte Natur. Gewünscht werden die voremanzipativen Traditionen von Ordnung, Herrschaft und Idylle (Formulierung von Harry Pross).

Harold Lasswell hat mit seinen Mitarbeitern für die politische Sprache („Language of Politics") eine einfache Regel aufgestellt: „Wenn der politische Ausblick optimistisch ist, dann wird der Stil weitschweifiger, wenn der Ausblick pessimistisch ist, wird der Stil gedrungen und wiederholend" (terse and repititious).[22] Lasswell bezieht in seine Überlegungen den Zusammenhang von Stil und Krise ein. Wer Krisen ansagt, spricht schließlich imperatorisch, mit dem Zungenschlag des letztrichterlichen Entweder—Oder.

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3. Der unverbindliche Jesus

Waren im Barock die christologischen Konnotationen noch orientiert an der Hintergrund-Metaphorik von fürstlichem Hof und großer Vergangenheit, so wird im 19. Jahrhundert das Sprachfeld um Jesus Christus bestimmt von der individuellen Begleitung und andererseits von der Natur als Therapeuticum: Ohnmacht und Resignation.

1701 dachte man noch in „Königen", der König ist *der* Mensch, und von Jesus Christus weiß man zu singen: Jesus Christus herrscht als König . . . Als der preußische Kurfürst 1701 in Königsberg zum König gekrönt wurde, schrieb Papst Klemens XI. an Ludwig XIV. einen entrüsteten Brief mit dem abschließenden Hosea-Zitat 8, 4: „Sie machen Könige, aber ohne mich; sie setzen Obere ein, aber ich darf es nicht wissen."[23]

Aber die Bürger werden selbstbewußt, der König wird auf die bürgerliche Bedürfnis-Höhe gebracht. Der bürgerliche Individualismus wird durch die Aneignung der Welt als Ware zum possessiven Individualismus, wie Macpherson sagt.[24] Für die Kirchensprache heißt das: Jesus wird zum Objekt. Er geht durch das Ährenfeld oder steht bei Tisch. Er steht an den Orten des unversehrten Lebens, abgeschoben und stellvertretend für das nichtgelungene städtische Leben. Das private Leben baut selbstversorgend einen Jesus auf, den es ganz „für sich" haben kann. Dafür ist Jesus da? „Seliges Wissen, Jesus ist mein! Köstlichen Frieden bringt es mir ein!"

Es geht um meinen Frieden und um meine Versöhnung. Wir können hier auf der Höhe der Bedarfsdeckung die These aufstellen: In der Gesellschaft, in der jeder sich selbst Zweck ist, wird der unverbindliche Jesus eine Konnotation des allseitig bedürftigen Menschen. Man hat nach über 100 Jahren privatisierter Schwundstufe der „Stellvertretung" dann sogar gewagt, Jesus den Menschen für andere zu nennen. Daß das heute unmittelbar gar nicht mehr möglich ist, Jesus ohne gesellschaftliche Vermittlung zu „dienen", machte aus der Christologie immer neue Reservate der Unmittelbarkeit. Wie sehen diese Zitat-Reservate aus? Ein Beispiel soll das erhellen: „Colourless green ideas sleep furiously" (farblose grüne Ideen schlafen wütend). — Dieses Beispiel von Noam Chomsky zeigt uns eine Dimension der Zeichen, in der sie zwar zu verstehen geben (und zwar syntaktisch), daß sie Zeichen sind, nicht aber wofür sie stehen. Neben der syntaktischen Dimension müssen wir von der semantischen Dimension sprechen, in der die Zeichen ihre Bedeutung enthüllen. Auch das Bekenntnis zu Jesus wird durch Determinanten der Situation und des Kontextes festgelegt. Zur optimalen Verständigung in der Kirche gehören die Kenntnis der Relevanzgesichtspunkte. Die semantisch Desorientierten machen ein Wort zum Fetisch, wenn sie nicht wahrhaben wollen,

1. daß ein Wort nicht die Wirklichkeit ist,

2. daß ein Wort den Gegenstand nicht erschöpfen kann.

Für die christologische Nomenklatur heißt das, daß man auch Worte über Worte machen kann. Das hat Jesus in der Bergpredigt getan, die Propheten und die Apostel ebenso.[25]

Der verbale Materialismus der Zitat-Reservate hat uns zu Gefangenen gemacht. Und die Überschrift im Anschluß an Luthers Schrift heißt heute: De captivitate semantica ecclesiae — über die semantische Gefangenschaft der Kirche. Jesus Christus spricht immer nur in der Syntax der geschichtlichen Welt. Die linguistische Relativität hier

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nicht zu sehen, produziert noch mehr unverstandene Welt. Darüber hinaus melden sich die Dezernenten des eigentlichen Lebens, die sich sprachlich spreizen und das mimetische Konto der „Kleinliteratur" des Neuen Testamentes fortwährend überziehen.[26]

Ein Beispiel aus dem „Allianz-Blatt": „Gnade ist Gottesliebe in Aktion. Sie ist rettende Barmherzigkeit." Solche Sätze muß man schmecken, um die Grammatik des hochgestochenen Sprechens kennenzulernen. Es ist die Sprache ohne Hof, ohne Stadt und ohne Vaterland. Es sind Seilübungen ohne das politische Netz der civilen Applikation: die Heilstatsachen werden zum Tatsachen-Fetischismus. Gnade stilisiert sich zur Gnadentat.[27]

Es gibt marianische Traktate, aufgebaut auf breiten Zitat-Pyramiden, Väter-Verweise mit verschiedenen Metaphern-Horizonten mit dem sprachlichen Material aus der Regina-Sprache, gipfelnd in der säuerlichen Anweisung, mit der Himmelskönigin als Repräsentanz-Surrogat in die Wohnstube zu gehen. — Die Zeitschrift heißt: „Maria siegt".[28]

Das sollte im Zusammenhang der sprachlichen Äußerungsformen für die religiöse Bedarfsdeckung gesehen werden. Jesus und Maria wurden in kulturspezifischer Hinsicht in das „System der Bedürfnisse" transportiert, um der ständigen Suche nach Sinn-Transzendenz Raum zu geben. Auch nach der Auferstehung kommt Jesus noch privat, und es kommt — wie es sehr oft heißt — „zur persönlichen Begegnung mit dem lebendigen Jesus Christus" („Allianz-Blatt").

Gesucht wird in der Warengesellschaft als Refugium die persönliche Begegnung mit Jesus. Diese persönliche Begegnung arbeitet mit den sprachlichen Mitteln der billigen Versöhnung. Für die verdinglichten Verhältnisse ist die Technik mit den Fremdworten zuständig, für das „persönliche Verhältnis zum auferstandenen und erhöhten Herrn" das unversehrte familiäre Verhältnis. Es ist die Sprache der Selbstbewahrung, die hier gesprochen wird. Je größer die Nicht-Identität und die Not, desto beliebiger der folgenlose Jargon. Wie sieht sprachliche Selbstbewahrung in der Kirche aus?

Am 25. 4. 1933 sagt Bischof Maximilian Kaller: „Jetzt wird das Reich neu gezimmert . . . Wir haben die Wahrheit, wir haben die absolute durch das unfehlbare Lehramt unserer heiligen Kirche verbürgte Wahrheit." Solche Sätze kann man im Stil der Transformationsgrammatik immer neu bilden, einmal das *Haben* vorzeigend, einmal das *Lehramt*, einmal die imperative *Unfehlbarkeit*, einmal die *absolute* Wahrheit.[29] Und das kann man immer neu durchspielen nach einem linguistischen Dreistadiengesetz. Es ist das Beispiel des Verfalls der Kirchensprache, wie Donoso Cortés sagen würde.[30]

Am Anfang steht der paternale *Imperativ*, der alles rettet; dann geht der *Indikativ*, besprechend und erzählend, missionarisch in alle Weltverhältnisse ein; zuletzt die liberale Verfallsform, die alles zur *Frage* macht.

Nach dieser Darstellung von drei exemplarischen Bereichen soll ein Hinweis folgen über die Struktur der verschiedenen kirchlichen Aussagen. Wir wollen nicht bei der Selbstbescheidung stehen bleiben: „Worüber man nicht sprechen kann, darüber sollte man schweigen."[31]

Oder wie John Wisdom in „Philosophical Perplexity" resümierend sagt: „Philosophen sollten ständig versuchen zu sagen, was nicht gesagt werden kann." Oder um einen Satz von Wisdom abzuwandeln: „Die Gesetze der Dogmatik sind letztlich grammatische Regeln." So wollen wir nicht schließen.

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

In der Geschichte des christlichen Glaubens hat sich eine Vielfalt von sprachlichen Formen gezeigt: das Gebet, die Doxologie, das Zeugnis, die Lehre, das Bekenntnis.

Das sprachliche Feld der liturgischen Akklamationen z. B. ist größer als wir meinen. Die liturgische Publizität des kirchlichen Altertums setzte die Maßstäbe für Hofzeremoniell und Repräsentanz. Die Sprache dieser „kaiserlichen" Liturgie kann nicht im Modus der privaten Ästhetisierung bewahrt werden. Treitinger hat in einem Register das sprachliche Material des Hofzeremoniells gesammelt.[32]

„Maria siegt!" Das ist kein Aussagesatz, sondern ein Derivat des kaiserlichen Huldigungsrufes, der dann auch auf Jesus Christus übertragen wurde.

Auch die bischöflichen Schreiben, die Ermahnungen muß man in ihrer literarischen Gestaltung sehen. Hirtenbriefe sind die Briefe des Hausvaters, des Oikonomen. Die Sprache des Hausvaters hatte bis zum 18. Jahrhundert einen festen Ermahnungsplatz: Bewahrung des Hauses, Ehe, Kinder, Hausdiener waren die Gegenstände der hausväterlichen Ermahnung. Nun hat sich seit über 150 Jahren die Hauswirtschaft zur Volkswirtschaft entgrenzt. Und unsere Frage an die bischöfliche Sprache ist: Kann die Sprache des Hausvaters, letztverbindlich und autoritativ, auch jenseits des Hauses im Ton des Hauses weitergegeben werden?[33]

Die meisten Briefe sind in der Unruhe- und Sorge-Sprache verfaßt, sollicitudo ist die Kennmarke der Hirtenbriefe. Hausväterliteratur muß heute in das Medium der christlichen Öffentlichkeit übersetzt werden, in die Sprache der verbindenden Vernunft, in der selbst „Religion durch ihre Heiligkeit" sich nicht der „öffentlichen Prüfung" (Kant) entziehen kann.[34] Für die episkopale Sprache muß die Kirche selbst das Verständnis schärfen. Der Bischof sagt: „Wir leben in einer Zeit der Verweichlichung, die sich tarnt unter der Marke Aggiornamento."[35]

Der Bischof unterstellt in einer unausgesprochenen Gleichung, daß „Zeitgeist" und „Verweichlichung" (er *meint* Entsittlichung!) sich entsprechen. Er hat den guten sprachlichen Verdacht, daß in der Sprache auch ethisch-energetische Funktionen nachzuweisen sind. Die logische Funktion der Sprache mit eindeutiger Mitteilung ist nicht alles. Gottlieb Söhngen hat für den Bereich dieser zwei Sprachfunktionen die Wichtigkeit von Analogie und Metapher nachgewiesen.

Die Glaubwürdigkeit des Buchstabens der Schrift ist eine andere als die der mündlichen Überlieferung, und die Mittel der Glaubwürdigkeit sind auch im 20. Jahrhundert andere als im 4. und 5. Jahrhundert.

Die kirchlichen Amtsträger machen sich in ihrer Sprache nicht nur verständlich, sondern auch glaubwürdig. Sprechen heißt in der Kirche aber auch: mit Vollmacht sprechen, ohne Rücksicht, mit der Freiheit des großgemuten Mannes, sich in der Rede alles zuzutrauen.

Im apostolischen Wort ist eine große Überredungs-Potenz, Pithanologia. In der Überredung ist die staunenerregende Komponente, die die Alten in der „Peitho" mythisch festhielten, in ihr ist aber auch die städtische Vernunft, die den Argumenten ebensoviel zutraut wie der Gewalt. Im kirchlichen Altertum bestand die Aufgabe, in die Sprache der Kirche auch die Väter und Brüder mit hineinzunehmen, den consensus patrum et fratrum zu verwirklichen.

Kirchensprache ist keine Konstruktion des Verstandes, der aus sich heraus die kalkulatorischen Potenzen entwickelt; der Widerspruch des anderen ist in ihr ebenso zu Hause

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wie der Satz der Väter. Darin zeigt Katholizität ihre ganze Kraft, daß die Sprache der Kirche auch eine der geschichtlichen und dialogischen Versöhnung ist.

Wir wollen zusammenfassend sagen: auf Grund der Einsichten der heutigen Textlinguistik können wir auch mit einem so alten Werkzeug, wie es die Kirchensprache ist, immer noch missionarisch umgehen. Missionarisch d. h. in einer neuen Situation vollmächtig sprechen. Aus der Vergangenheit und der Gegenwart kommt uns kein sprachliches Verhängnis entgegen. Wir können heute in unserer Sprache mit endlichen Mitteln unendlich viele „Glaubens"-Sätze bilden. Für Jesus neue Namen zu suchen, und Jesus Christus in neue Sätze als neue Weltverhältnisse einzubeziehen, das ist unsere Aufgabe. Denn vor die Taten hat Gott die Sätze gestellt; und vor den sogenannten Heils-Tatsachen stehen Gottes Zeichen, Semaia.

Auf die drei Fragebereiche hin möchte ich mit drei Thesen schließen.

1. Fragepotenz gegen Antwortkultur. — In der Kirchensprache werden die neuen Horizonte verdächtigt, die neuen sprachlichen Mittel wegen ihrer niederen Herkunft verleumdet. H. D. Bastian: „In Theologie und Kirche wird darum seit alters jedes Verhalten belobigt, das alte Antworten neu sanktioniert, wogegen man vorwitzige Fragesteller mit strafenden Rezensionen belegt."[36]

Was im Mittelalter die Tiermetapher in der Ketzerpolemik war, das ist heute das Unrechtsbewußtsein einer sogenannten Kulturschuld, das durch die Kirchensprache vermittelt wird. Die Folge ist dann: je weltlicher die Welt wird, desto geistlicher wird die Kirchensprache. Der johanneische Dualismus hat die größten Chancen in der Sprache.

2. Die Aufhalter-Sprache ist in der Kirche thematisch, seit die reflektierte Angstgeschichte sich in der Angst-Sprache manifestiert. — Die Worte in der Kirchensprache haben keine bleibende Bedeutung. Auch die Worte Gottes gehen in die Konkurrenz mit unseren Worten ein; das Wort Gottes „zeltet" in unseren Sätzen.

D. h. daß Gott mit dem Stall von Bethlehem die Stieltrennung der Orte aufgehoben hat. Kein Gottesbild und keine „heilige" Sprache halten seine Gaben für die Welt immer fest.

3. Theologische Aussagenlogik statt Münzstätte ideologischer Parolen. — Was für das Mittelalter die Rota Virgilii war, um in den Genera dicendi auf das Publikum hin „apte" zu sprechen, das zwingt uns heute ebenso, Jesus Christus auf die Ebene einer glaubwürdigen Sprache zu bringen. Das christliche Paradox ohne die politische Vernunft hat ebenso einen schwachen Glaubwürdigkeitsgrad wie der christologische Figuren-Konsum mit hoher Redundanz. Es ist etwas anderes, von Jesus „recte" zu sprechen als „bene". Kommt es zu einem Widerstreit der Pflichten, von dem Herrn der Kirche „recte" oder „bene" zu sprechen, so gilt für die Missionspraxis immer: „Rhetorische Pflicht bricht grammatische Pflicht."[37]

Anmerkungen:

1. Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik, München 1960, S. 35, 40.
2. Migne: Patrologiae Cursus Completus, Series Latina 24, 17.
3. Siehe Carl Andresen: Logos und Nomos, Die Polemik des Celsus wider das Christentum, Berlin 1955.
4. Siehe Aurelius Augustinus: De doctrina Christiana, IV. Buch, 7. Kapitel.

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

5. Heinrich Lausberg: Elemente der Rhetorik, München 1967, S. 93.
6. Siehe Migne: Patres Latini 26, 401. Ferner: Erich Auerbach: Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter, Bern 1958, S. 25 ff.
7. Hans Maier: Revolution und Kirche, Studien zur Frühgeschichte der christlichen Demokratie 1789—1901, Freiburg ^{2}1965.
8. Isidor von Sevilla: Etymologiarum Libri XX; XII, 1, 14.
9. Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern ^{7}1969, S. 221.
10. Carl Mirbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, Tübingen ^{4}1924, S. 374.
11. Carl Mirbt, a.a.O., S. 514.
12. Walter Magaß: Markt und Mauer, Modelle der Kirche von gestern, in: E. Bahr/P. Cornehl: Gottesdienst und Öffentlichkeit, Hamburg 1970, S. 65 ff.
13. Hans Müller (Hrsg.): Katholische Kirche und Nationalsozialismus, dtv-Dokumente 1965, S. 104 ff.
14. Klaus Breuning: Die Vision des Reiches, München 1969.
15. Wehrle/Eggers: Deutscher Wortschatz, Frankfurt 1968 (Fischer-Bücherei).
16. Walter Magaß: Die Kosacken oder der Heilige Geist, in: Thomas Sartory (Hrsg.): Praesens I, München 1970, S. 24 ff, hier: S. 31 ff.
17. W. H. Riehl in: G. Ipsen (Hrsg.): Die Naturgeschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1935; Adolf Bach: Deutsche Volkskunde, Heidelberg 1960, S. 51.
18. Thomas Sartory (Hrsg.): Praesens I, Kritisches Jahrbuch der Kirche, München 1969, S. 29.
19. Thomas Sartory (Hrsg.), a.a.O., S. 28.
20. Heinrich Leo war Historiker in Halle, Mitarbeiter konservativer Berliner Blätter von 1833 bis 1866.
21. Otto Ladendorf: Historisches Schlagwörterbuch, 1906. Neuauflage: Olms-Hildesheim 1968, S. 345 ff.
22. H. D. Lasswell (Hrsg.): Language of Politics, Studies in Quantitative Semantics, Cambridge, Mass. 1966, S. 5 ff.
23. Siehe Carl Mirbt, a.a.O., S. 392.
24. C. B. Macpherson: Die politische Theorie des Besitzindividualismus, Frankfurt 1967.
25. Hans-Dieter Bastian: Theologie der Frage, München 1969, S. 203. Hier verweist Bastian auf Korzybski.
26. Siehe zum Jargon der Geborgenheit: Th. W. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit, Frankfurt 1964, S. 21 ff.
27. „Evangelisches Allianzblatt", Witten-Ruhr, 72:1969.
28. „Maria siegt" erscheint im Johannes-Verlag, 5451 Leutesdorf/Rhein, 18:1969.
29. Vgl. Hans Müller, a.a.O., S. 113 ff.
30. Donoso Cortés: Der Staat Gottes, Stuttgart 1966, S. 40.
31. Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, Frankfurt 1963, S. 32. — John Wisdom: „Philosophical Perplexity", in: „Philosophie und normale Sprache", Freiburg 1969, S. 20 ff.
32. Otto Treitinger: Die oströmische Kaiser- und Reichsidee. Darmstadt 1969.
33. Julius Hoffmann: Die Hausväterliteratur und die Predigten über den christlichen Hausstand, Weinheim 1959.
34. E. Kant: Kritik der reinen Vernunft, Vorrede A XII.
35. Vgl. Thomas Sartory (Hrsg.): Praesens I, a.a.O., S. 29.
36. Hans-Dieter Bastian, a.a.O., S. 245.
37. Heinrich Lausberg: Elemente der Rhetorik, a.a.O., S. 93.

SUMMARY

Thought about the Church's language is necessary for obtaining an image of the variegated mission practice of the Church. The Church Fathers, in order to adapt themselves to their hearers' situation, took their concepts from the rhetoric handed down by Aristotle and Quintilian. Mission practice was placed in the context of testimony, credibility, and city

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

good-sense. To this was added the need of translating and of sharpening the concepts of their homiletic vocabulary. The author shows in three examples what becomes of the Church's language in a particular situation: 1. the use of the traditional animalmetaphors for the polemics against heretics; 2. the language of ecclesiastical officials as the arrested-language in an age of constant transformation; 3. the preaching of Jesus is put away in the reservation of "security" for the sake of filling a need in urban conditions.

RESUMEN

Es necesario refletionar sobre la lengua de la Iglesia para adaptarla a las múltiples actividades misioneras de la Iglesia. Así lo hicieron los Padres de la Iglesia, los cuales se sirvieron de los conceptos de la retórica heredada de Aristóteles y Quintiliano adaptándolos a la situación de sus oyentes. La actividad misionera fue equiparada al testimonio, a la autenticidad y al sentido común. A esto hay que añadir la necesidad de traducir y pulir conceptualmente la lengua empleada en la predicación. Con tres ejemplos, el autor de este trabajo muestra lo que puede suceder con la lengua de la Iglesia en una situación especial: 1. servirse de las tradicionales metáforas de animales en las polémicas contra los herejes; 2. la lengua de las autoridades eclesiásticas se convierte en elemento retardador en una época de permanente transformación; 3. el anuncio de Cristo se desplaza al acotado de la „seguridad" con la finalidad de cubrir las necesidades bajo condiciones urbanas.

Zum Ende der Wochenzeitung „Publik"

Während dieses Heft unserer Zeitschrift umbrochen wurde, beschloß am 15. November 1971 der Verband der Diözesen Deutschlands auf seiner Sitzung in Königstein/Taunus, keine weiteren Mittel für die Fortführung der 1968 gegründeten katholischen Wochenzeitung „Publik" bereitzustellen. Infolgedessen muß das Blatt, das sich wirtschaftlich nicht selbst tragen konnte (Auflage zuletzt 95 000; Zahl der echten festen Bezieher um 40 000), eingestellt werden. Die erste „Publik"-Nummer erschien am 28. September 1968, die letzte am 18. November 1971. CS wird die bisherigen Dokumentationen zu „Publik" (vgl. ‚Materialien zur Entstehungsgeschichte von Publik' in Nr. 4/1968 — Nr. 3/1969 sowie ab Nr. 2/1970, jeweils als Beilage) um einen (unwillkommenen) abschließenden Überblick ergänzen müssen. Aus aktuellem Anlaß verweisen wir auf das Buch unseres Mitherausgebers Michael Schmolke: Die schlechte Presse. Katholiken und Publizistik zwischen „Katholik" und „Publik" 1821—1968 (Münster 1971: Verlag Regensberg).

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1971-4-323 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY